

Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 39 (1936)

Artikel: Der dunkle Schleier : ein Beitrag zur Geschichte des Varietés in St. Gallen
Autor: Steinmann, Aug.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der dunkle Schleier

Ein Beitrag zur Geschichte des Varietés in St. Gallen

von AUG. STEINMANN

Es war in diesem Frühling, als mit dem Abbruch des sehr alten Hauses zum „Trischli“ begonnen wurde. Der Wind blies in das sterbende Gebäude, trieb Staub über die Gasse und um die Giebel der Nachbarschaft. Der Wind spielte auch mit Tapetenfetzen, die um halbnackt gewordene Wände und Türen flatterten. Diese Fetzen zeugten von der Geschichte des „Trischli“; einige von ihnen verrieten den Geschmack des 18. Jahrhunderts, andere waren armselige Reste aus der Biedermeierzeit und wieder andere mochten aus der nüchternen Zeit, die sich mit unpersönlichem Blumengemuster genügte, stammen. Aber was unter den Tapeten verborgen gewesen war, unter Tünde und, in der Tat, eleganten Gipsornamenten, gehörte einer Epoche an, die tief im 17. Jahrhundert gesteckt haben mochte. Ich stieg in der Ruine treppauf und treppab, betrachtete Mauerwerk, Decken und Türbeschlüsse, klopfte mit einem Winkel-eisen an Balken und Täfelung; überall erhielt ich dieselbe Antwort: Siehen, Tod, Staubwerbung. Und meine Schuhe hatten den Glanz verloren; mein Hut war grau gepudert. Neben mir und unter mir rissen die Arbeiter Riegelwerk zusammen; sie schlugen mit Pidkeln und Stemmeisen drein; die Steine polterten aus dem Mörtel, und die Ziegel sausten in einer Bretterrinne in den verwüsteten Garten. Viele Leute standen auf der Straße und einer erklärte dem andern, jetzt werde das „Trischli“ abgebrochen. Arme Frauen, schlecht gekleidete Männer und eifrig bemühte Kinder rafften Abbruchholz zusammen.

In einem kleinen Zimmer, dessen Boden bereits aufgerissen worden war, entdeckte ich unter Bauschutt ein Stück schwarzen Stoffes. Mir schien, als drückte dieses Schwarz die Trauer über das Sterben des alten Hauses aus. An der Wand, wo ein Ofen gestanden haben mochte (es roh nach Kaminpedd und Ruß) lehnte eine Schaufel. Ich grub damit die verkörperte Trauer aus und hielt schließlich einen großen, schwarzen Schleier in den Händen; er war wohl an die vier Ellen lang und breit genug, die Schultern einer Frau voll zu decken. Sonderbarer Fund — ein wenig zerrissen; so federleicht, daß er im leisen Wind, der durch eine Bresche in der Wand kam, flatterte wie ein Fähnlein auf dem Dache; ein Schleier, den irgend jemand hier vergessen haben mußte. Er schien noch zu leben, wieder zum Leben erwacht zu sein, breitete sich aus, als müßte er wieder einen Menschen einhüllen; eine junge Frau, eine alte Frau. Ich hatte kein Recht, ihn mitzunehmen; würde ich es getan haben, dann hätte ich dem sterbenden Hause das sichtbar gewordene Symbol des Todes geraubt.

Seit jener Stunde habe ich immer und immer wieder daran denken müssen, daß von all dem Flitterglanz, der im

„Trischli“ über eine kleine Bühne getragen worden ist, nur dieser schwarze Schleier übrig geblieben war. Wäre er mit Lamé, mit Gold- und Silberschnüren bedeckt gewesen, dann hätte er vielleicht einer jener Tänzerinnen gehört, die mit angelerntem Lächeln sich einst vor dem Publikum verneigt haben, und nadher mit dem Geldschüsselchen von Tisch zu Tisch gegangen sind; und jedesmal, wenn sie einen Batzen erhalten hatten, mußten sie „Danke schön“ sagen, in den Mundarten von der Wasserkante bis zum Bodensee, von Polen bis zum Rhein. Sie alle trugen die Flitterschleier, verbargen unter diesem ihre allzu jungen und — adh Gott! — oft auch sehr alt gewordenen Schultern. So verschiedener Herkunft sie auch gewesen sein mögen, das haben sie alle gemeinsam gehabt: das Prunken im Lamé-Schleier und das Lächeln um den blutroten Mund. (Wenn das neue „Trischli“ vollendet sein wird, werden sie wiederkommen. Diese Betrachtung über den schwarzen Schleier bildet die Brücke von der Vergangenheit zu jenem ersten Aufleuchten der Scheinwerfer. Die Gedanken gleiten darüber hin, und Bild an Bild weht an mir vorbei.)

Das alte „Trischli“ hat eine Geschichte, in der sich vor allem der Wandel der Gesellschaft, als umfassender Begriff, spiegelt. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde es zu einem Treffpunkt hablicher Bürger, die in einer besonderen Stube das Billardspiel pflegten, fremde Zeitungen lasen und bei einem Schoppen den Lauf der Welt und insbesondere die Ereignisse in der mauerumgürteten Gallusstadt besprachen. Der Kreis nahm stetig zu und hieß die „Gesellschaft zum Trischli“; die Kaufmannschaft war stark vertreten, und neben dieser saßen die Wissenschaftler und auch ehrbare Handwerksmeister. Rund hundert Jahre lebte die Vereinigung, dann löste sie sich in Interesselosigkeit auf und erlosch. Als ihre Nachfolgerin kann die jetzige Museums-gesellschaft gelten. Daß die Bürger mit der Zeit dem „Trischli“ fern blieben, hängt wohl damit zusammen, daß die Wirtschaft den Charakter gewechselt hatte. Sie war demokratisch geworden, und an den Haken hingen breitrandige Grütlianerhüte. Während oben im Klubzimmer Ratschreiber Schwarzenbach die Zeitungen studierte, verbesserte Buchbinder Hertenstein unten den Staat und die Welt überhaupt. Nein — in diese Wirtschaft konnte der seßhafte, liberale Bürger nicht mehr gehen; seine politische Anschauung stand im Gegensatz zu den Arbeitern, von denen die meisten sowieso nur zugewandert waren: Maurer, Zimmerleute, Handlanger aller Art, eine laute Bande, die auch raufen konnte und keinen Respekt vor wohlgesitteten Menschen zu haben schien. Ja, wenn diese Gesellen nur Demokraten geblieben wären, dann hätte sich der boden-

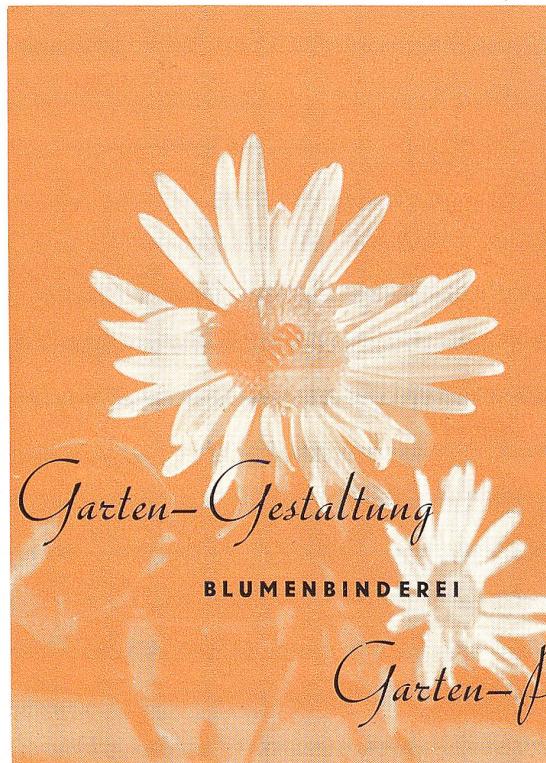
ständige Bürger noch damit abfinden können, aber schon waren an den Tischen Sozialdemokraten aufgetaucht, und am 1. Mai prangte in der schmalen Gasse sogar eine Flagge. Damit war das „Trischli“, einst ein Hort wohlbestallten Bürgertums, zur Stätte proletarischen Geistes geworden, und ein kluger, berechnender Wirt öffnete die Türe jenen wandernden Artisten, die volkstümlich zu arbeiten verstanden: Clowns mit gipsweißen Gesichtern und derben Späßen; Kraftmenschen mit schön frisierten Haaren und Stirnlocken; Schlangenmenschen in phantastischen Kostümen, Jongleure, die weiße Perücken trugen – ich nenne einen ihrer besten, Samson, der heute noch lebt, trotz einer „ersten unglücklichen Artistenliebe“; Magier mit konfusen Zaubersprüchen (dein gedenk' ich, o Maestro, fabelhafter Beckerelli!), und Bayern schlügen die Zither und den Schuhplattler; Berliner rissen schnoddrige Witze, und Wiener wurden vom Gefühl mitgerissen. Sie alle kamen, kassierten ein und gingen wieder. Der Beifall des bald zufriedenen Publikums war ein Teil der Gage. Dann und wann stahl sich auch ein Bürger in das „Tingeltangel Trischli“; andere blieben auf der Gasse stehen und guckten durch eine Vorhangspalte in das rauchvernebelte Lokal.

Um die zuckende Gasflamme der alten Straßenlaterne tanzten die Schneeflocken; drinnen im „Trischli“ sang die berühmte Adèle „Der Bom, der stand am Bersche“ oder das erschütternde Seemannslied. Hord! Nun stieg aus kristallenen Gläsern „Großmütterchens Geburtstag“ und

dann wieder Bum! Bum! Bum! Ein Clown schlug seinem Mitbruder auf den Paukenbaud.

Und dies alles geschah streng abgesondert vom bürgerlichen Leben und zu einer Zeit, da ebenso streng getrennt vom Leben der Arbeiter die eingesessene Bürgerschaft unter dem großen Leuchter im Theater saß und eine Oper genoß, oder in rauschenden Bällen sich getroffen hatte, oder mit Klingeling heimkehrte von lustigen Schlittenpartien. Zu dieser Zeit war das „Trischli“ der Antipode des maßgebenden Charakters der Stadt.

Wehe, du schwarzer Schleier, wehe; du Freund, ein dunkles Fähnlein, zwei Welten und nun auch zwei Zeiten. Krieg ist ausgebrochen; es stirbt überall die Lustbarkeit, und von den ausländischen Arbeitern mußten viele in das große Unglück ziehen. Unser Volk wurde durcheinander gerüttelt und geschüttelt; unter den Soldaten konnte es keinen Unterschied des Standes und des Gewerbes mehr geben. Schweizer war Schweizer, Soldat, Soldat. Das war eine der schönsten Neuerungen, die das Schicksal ins Land gebracht hatte. Und es ist Tatsache: wenn die Wehrmänner aus den entlegenen Grenzorten und aus den tiefverschneiten Bergen wieder nach Hause zurückgekehrt waren, verlangten sie auch nach bescheidenem Vergnügen. Sie wollten dort sein, wo das Volk verkehrt, wollten dort lachen, wo man um wenig Geld Lacher sein konnte. Sie hatten alle in Reih und Glied nebeneinander gestanden, nun wollten sie auch ohne Unterschied nebeneinander sitzen. Da staunten sie, wenn auf der kleinen, primitiven Bühne plötzlich ihre Soldaten-



H. NEUMEISTER ST. GALLEN

LESSINGSTRASSE 16 TELEPHON 35.85



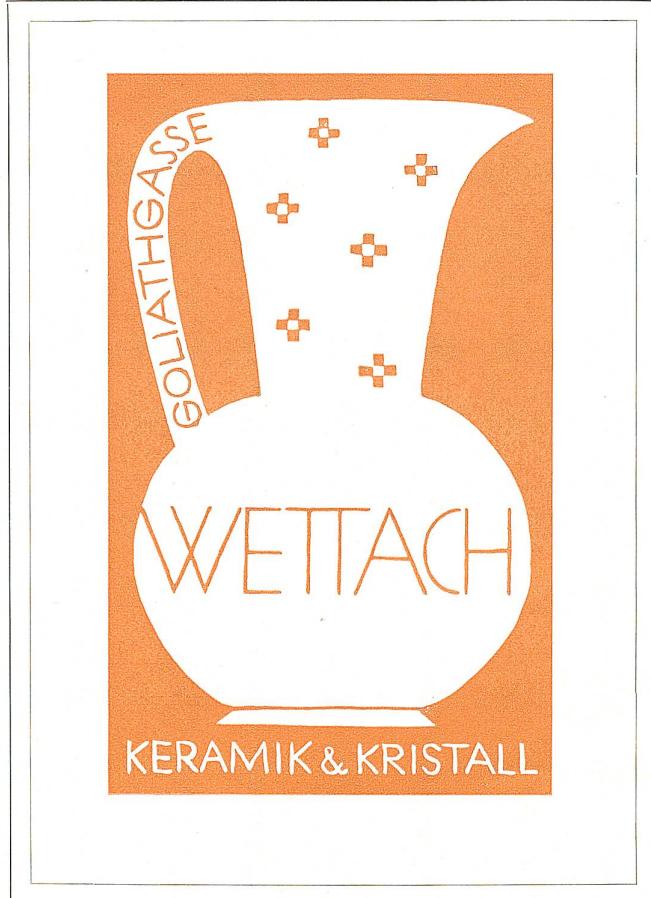
H. & R. KÜRSTEINER

Bahnhofstraße 11 St. Gallen

lieder gesungen wurden und irgend ein schweizerischer Conférencier begann: „Wo'n ich do einischt im Jura a dr Grenze müesse ha Poschte shtah . . .“ Ja, so hatte sich der Geist auch im „Trischli“ gemausert. An Stelle des Tingeltangels schien sich ein schweizerisches Volksvarieté entwickeln zu wollen. Zu dieser Zeit traten gute schweizerische Exzentriks auf, und mit seinem breitspurigen Humor und seiner hochkomischen Naivität erschien Meyer-Atros an der Illusionsrampe. Wenn nach dem Kriege auch wieder die ausländischen Artisten in unser Land kamen, dem Wanderplane der Impressarios folgend, blieben trotzdem die schweizerischen Varietisten in den Programmen. Und — ja, es hatte auch wieder das bürgerliche Publikum ein bestimmtes Verhältnis zum ehemaligen Sitze der „Trischli“-Gesellschaft gewonnen, und es mischte sich unter die Arbeiter, die zum größten Teil auch schweizerisch geworden waren und es geblieben sind. Es darf bei dieser Wandlung der Dinge nicht vergessen werden, daß die Leitung des Volksvarietés einem Schweizer übertragen worden war. Das Niveau der Bühne wurde durch ihn gehoben, denn das neue Publikum machte erhöhte Ansprüche. Die Programme erfuhren eine Umwandlung, die sie in die Nähe und beinahe auf die Stufe der großen Varietés in Basel und Zürich brachte. Was man im Kühlin in Basel sehen konnte, kam sehr oft nach St. Gallen. Aus Deutschland und Österreich erschienen die zur Mode gewordenen Girls-Truppen, und die Spielfolgen trugen von nun an einen von der Choreographie stark beeinflußten Charakter. Ja, man hatte

sogar Gelegenheit, dänische und schwedische Ballette zu besuchen.

Und nun sehe ich auf einmal wieder den schwarzen Schleier vor mir. Das hat seine besondere Bewandtnis: in einem Programm entdeckte ich den Namen der Tänzerin Lola Montero, den Namen jener Frau, die in St. Gallen erstmals einen Schleiertanz aufzuführen gewagt hatte. Das war um 1911 und gesah im „Schützengarten“. Lola war damals eine schöne, zarte Tänzerin und stammte meines Wissens aus Ostpreussen. Damals wurden ihre Schleiertänze mit gemischten Gefühlen aufgenommen, und ich hatte darum die Pflicht, die junge Dame gegen gewisse Angriffe in Schutz zu nehmen. Lola Montero hatte einen Tanz in einem schwarzen Schleier gezeigt, durch den das Weiß ihrer schlanken Schultern und knabenhafte langen Beine schimmerte. Ihre Tanzkunst war gut und schien aus der Schule der Duncan zu kommen. Wir hatten uns kennen gelernt und schrieben uns. Der Krieg unterbrach den Briefwechsel; das Ballett der Montero war in Königsberg von der Katastrophe erreicht worden. Und jetzt nach 18 Jahren sollte ich der Tänzerin wieder begegnen. Sie tanzte im Lichte eines Scheinwerfers, der bunte Muster auf sie strahlte. Nur wenige Bewegungen waren übrig geblieben; die Hauptsache war das Spiel der Zauberlaterne. Wo bist du, schwarzer, zierlicher Schleier von einst? Ich sah eine Frau, deren Züge Enttäuschung und Fatalismus verrieten. Ich wagte nicht von einst zu sprechen, weil man zu einer Dame nie sagen darf, es seien nun so und so viele Jahre vergangen, seit



dem letzten Beisammensein. Wir grüßten uns; wir waren beide befangen. „Sie trugen damals einen schwarzen Schleier“ sprach ich, „und das sah sehr schön aus“. Sie antwortete fragend: „Und das wissen Sie noch so genau?“ „Als ob es gestern gewesen wäre“, gab ich zurück; sie sah vor sich hin und erwiederte: „Ein sehr langes Gestern.“ Wehe, schwarzer Schleier, wehe durch die Erinnerung! Es werden junge Tänzerinnen auftreten und Flitter an Kostümen und Fächern tragen – und alle gehen den Weg der Lola Montero. Ich weiß nicht, wo der Schleier im sterbenden Hause hingekommen ist. Und weiß nicht, wo die Girls von ehedem heute erstarrt lächeln, ihre Beine jeutieren und dann müde sich abschminken. Was weiß das Publikum von der Arbeit der Girls, der Solistinnen – es hat keine Ahnung vom Leben der Artisten; es zahlt seine Zehner und schaut sich manchmal die Augen müde. O, du fette Augenweide, an ruhlos dahintreibenden Tanzmädchen, die rastlos trainieren müssen und eines Tages vielleicht auf der Straße stehen – – wenn sie alt geworden und ihre Körper nicht mehr schön sind.

Diese Abhandlung möchte ich einen Beitrag zur Geschichte des Hauses zum „Trischli“ bezeichnen. Es ist ein neues Gebäude entstanden; ein modernes Varieté, anvertraut dem Leiter des alten. Es flammen große Scheinwerfer auf, in allen Farben; der Vorhang öffnet sich und es riecht nach Puder und Bühnenparfüm. Was sehen wir: Akrobatik, Zauberei, Jonglierkunst, Illusion, Tanz und Dressur, und dazu spielt die Kapelle, alles wurzelnd im alten Boden:

„Meine Herrschaften, Sie sehen jetzt . . .“ Ja, der Herr Direktor tritt auf und zeigt an: „Meine Herrschaften, Sie sehen jetzt . . .“ Alle Gesichter wenden sich der Bühne zu; und wenn wir jene betrachten, erkennen wir in ihnen unsere Bevölkerung. „Meine Herrschaften, Sie sehen jetzt im neuen Rahmen ein altes Bild; Franz Im Thurm, der das „Trischli“ zum bei den Artisten angesehenen Volksvariété gemacht hat. Wir mögen im Inlande und Auslande die Variétés besuchen und nach dem „Trischli“ fragen, immer werden wir „Leute vom Bau“ finden, die von St. Galler Tagen zu erzählen wissen. Das kann uns begegnen in Stettin, in Ulm oder in Wien. In Dortmund, ganz am Rande der schwarzen Industriestadt mit totem Boden, da saß ich einmal in einem kleinen, bescheidenen Haus und plauderte mit einer über 90 Jahre alten Greisin, der Witwe eines Bergmannes. Auf einmal trat eine junge Frau in die Wohnküche. „Da ist die Ella“, sprach die Greisin. Und ich richtete meinen Auftrag aus: „Fräulein, viele und recht herzliche Grüße aus dem „Trischli“, von Im Thurm, von Smeikal, von allen die Sie kennen, und Sie sollen wieder einmal hinkommen.“ Wir tranken zusammen Kaffee und vor dem Fenster blühten Herbstblumen.

Warum ich diese kleine Episode erwähne? Weil am Schlusse dieser Plauderei ein fröhliches Fähnlein flattern soll, ein rotes, seidentes Schleierchen.

Es ist das Zeichen, daß erfüllt werde, was im Liede gehofft wird: dem fröhlichen Ende von einst folgt der fröhliche Anfang des Neuen.

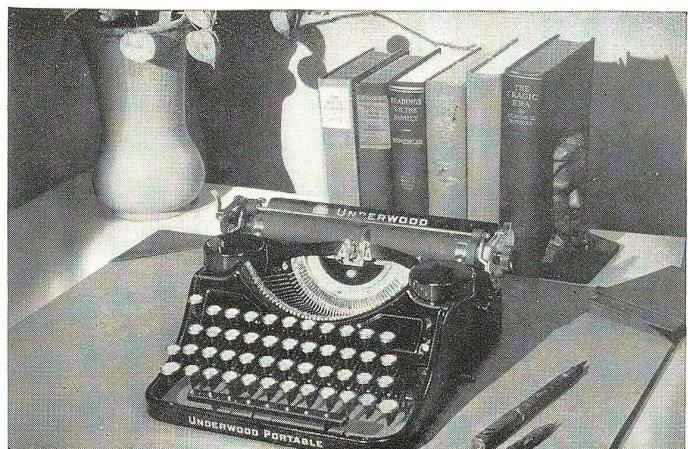
UNDERWOOD- PORTABLE

Wir bieten vier Modelle — verschieden im Preis — kleinen und großen Börsen angepaßt.

Verschieden auch in der Ausführung — vom einfachsten Gebrauchsmodell für junge Leute bis zur kaum hörbaren „Noiseless“ für den anspruchsvollen Schreiber.

Alle aber einheitlich in der Qualität, für dauernden, nie versagenden Dienst berechnet.

Unverbindliche, kostenfreie Vorführung.

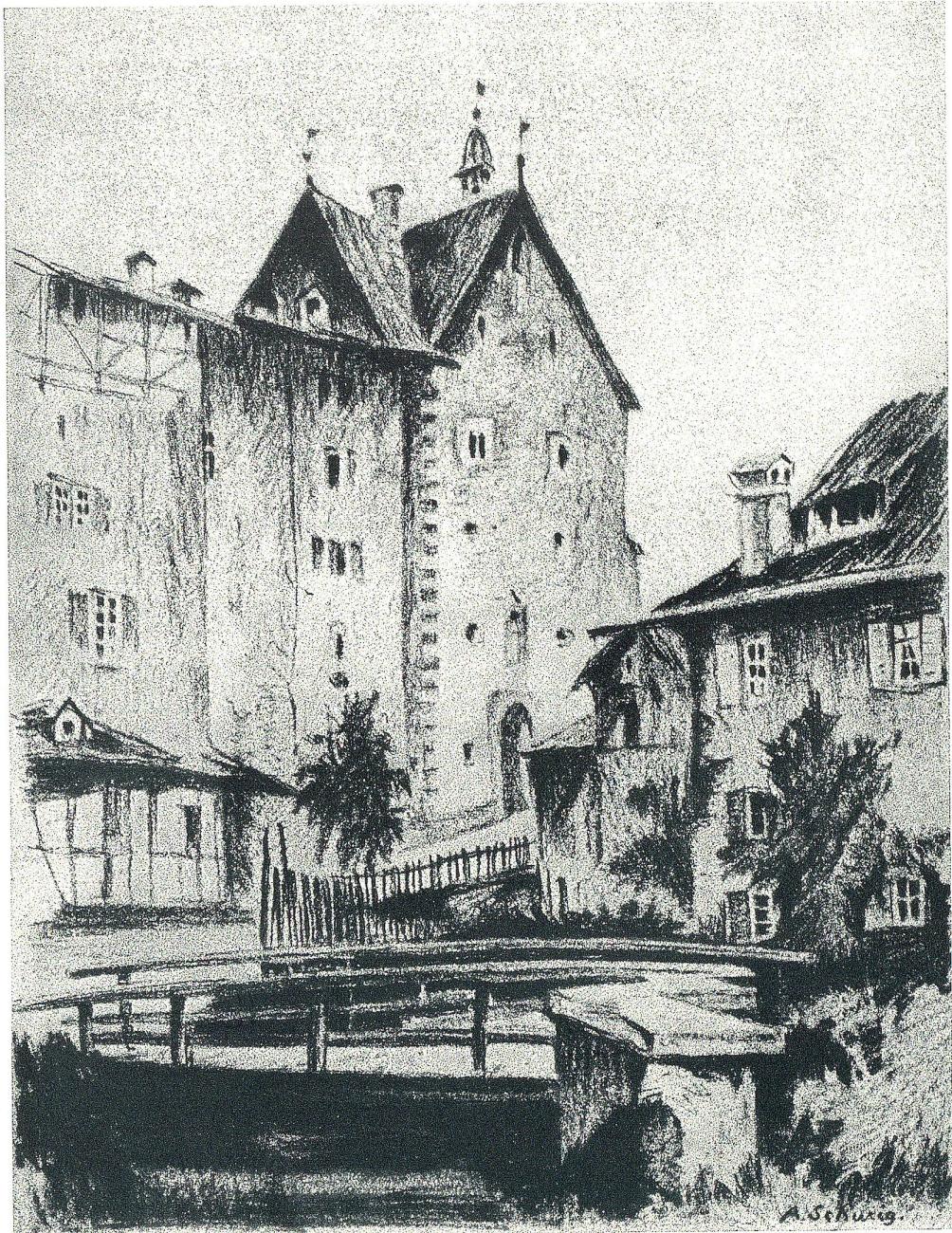


MARKWALDER
M. CO.
ST. GALLEN

Büraubedarfshaus

Seit 36 Jahren Vertreter der
UNDERWOOD-Schreibmaschinen
in der Ostschweiz

Kornhausstraße 5, beim Rathaus, Telephon Nr. 4.31



Das alte Speisertor

Zeichnung: A. Schurig